

Kulturanalyse als Bestandteil strategischer Studien – das Beispiel Südasien¹

Am 17. Januar 2001 hielt der indische Außenminister Jaswant Singh vor der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Berlin einen Vortrag, der als programmatisch und die Zielsetzungen der künftigen indischen Außenpolitik darlegend aufgefasst wurde. Er entwickelte – selbstverständlich aus indischer Sicht – eine globale Perspektive, die zwar auf gegenwärtigen Entwicklungen aufbaut, sich jedoch um eine Loslösung von der Tagespolitik und der unmittelbaren Gegenwart bemüht:

We have but one foundation on which we can structure an assessment of possibilities – History. Necessarily, our future must have some connection (which is not a synonym for continuity) with the past. From History, therefore, what connection do we endeavour to discern for the future? Primarily, of those broad trends of ideas, which in turn influence events. Thus an understanding of the trends of history becomes our guide.

Bemerkenswert an dieser Aussage ist nicht nur der Bezug auf die Geschichte, sondern auch auf die Macht der Ideen. Dass der für die Außenpolitik zuständige Minister Indiens, das inzwischen als eine der wichtigsten Mächte des neuen Jahrhunderts angesehen wird, gerade diese Faktoren in dieser Weise hervorhebt, zeugt nicht nur von dem ihnen aus der Sicht der Regierung beigemessenen Rang, sondern auch von ihrem tatsächlichen Stellenwert für Entwicklungen in dieser Weltregion.

Die Bedeutung der Geschichte und die Macht der Ideen als Faktoren, die auch für strategische Analysen und Entscheidungen Wichtigkeit besitzen, hatte Singh bereits in einem Werk zur bisherigen und zukünftigen Verteidigungspolitik Indiens hervorgehoben.² Er ging davon aus, dass kulturelle Eigenheiten strategische Entscheidungen maßgeblich beeinflussen:

... we find that national cultural attributes do contribute to the ability of a people to conceptualize, then plan for the actual demands of war; whereafter to execute, successfully or otherwise, the war itself.³

Auf Indien bezogen, heißt dies, dass eine Analyse jeglichen strategischen Denkens von der zugehörigen Kultur auszugehen hat:

In our search for its strategic culture, the origins of the cultural impulses of India are the first building block.⁴

Unabhängig vom Gewicht, das Singhs Amt seinen Überlegungen verleiht, kann man nicht umhin, die große Bedeutung der von ihm hervorgehobenen Faktoren anzuerkennen. Strategische Entscheidungen militärischer wie nichtmilitärischer Art werden von Menschen getroffen, die zwar durch äußere Umstände in eine gewisse Richtung gedrängt werden können, dennoch aber in der Regel eine Freiheit der Entscheidung besitzen, die den Umständen gemäß in verschiedenem Maße vorhanden sein kann. Die auf Grund dieser Freiheit getroffenen Entscheidungen werden aber durch prägende Denkmuster beeinflusst, die wiederum abhängig sind vom jeweiligen sozialen und geistigen Umfeld – in anderen Worten: von der jeweiligen Kultur.

1 Ich danke Herrn Dr. Hans Harder für die sachdienliche Hilfeleistung.

2 Jaswant Singh: *Defending India*. Basingstoke u.a. 1999

3 Ebd., S. 6

4 Ebd., S. 4

All dies ist bekannt; zumindest theoretisch berücksichtigen militärische und strategische Studien schon lange derartige Faktoren. Bei einer einschlägigen Analyse gilt es jedoch, die Tatsache zu berücksichtigen, dass auch der Analysierende selbst ein Bestandteil der Analyse ist. Denn es liegt auf der Hand, dass die Denkweise, die Kategorien und selbst die Begrifflichkeit des die Analyse Durchführenden diese Analyse unweigerlich verfälschen, wenn sie unkritisch auf das zu Analysierende übertragen werden. Der Versuch, sich in das Fremde hineinzuversetzen, verlangt die Fähigkeit, das Fremde tatsächlich als fremd anzuerkennen und nicht als Variante oder Abbild des Eigenen oder Bekannten. Erfolgt keine Differenzierung, so wird aber nicht nur das Fremde verfälscht wahrgenommen, sondern es erfolgt seitens des Betrachters auch eine Homogenisierung dieses Fremden in sich, wodurch seine innere Heterogenität mitsamt den dazugehörigen Interaktionen, Interferenzen und Spannungen verborgen bleibt.

Dies mag banal klingen. Tatsächlich wird jedoch die Notwendigkeit einer derartigen gedanklichen Umstellung nicht immer adäquat erkannt, insbesondere dann nicht, wenn andere Faktoren dazu führen, die aus ihrer Nichtbeachtung erfolgenden Nachteile zu kompensieren. So ist das neuzeitliche Weltgeschehen lange von Mächten beherrscht und gelenkt worden, die gedanklich-kulturell größtenteils dem westeuropäischen Kulturkreis entstammen; die große Überlegenheit dieser Mächte minimierte einerseits die Notwendigkeit einer echten Auseinandersetzung mit den Mechanismen fremden Denkens, überzog die restliche Welt andererseits mit der ihnen eigenen Begrifflichkeit und Kategorisierung.

In einer Zeit aber, in der Mächte aus anderen Kulturkreisen in zunehmendem Maße das Weltgeschehen bestimmen und andere Denkweisen selbst innerhalb von Staaten und Gesellschaften, die dem westeuropäischen Kulturkreis zuzurechnen sind, ihren Einfluss geltend machen, werden die Defizite einer undifferenzierten Betrachtungsweise immer deutlicher.⁵ Beispiele, die dies besonders eindrucksvoll belegen, sind das Scheitern der Vereinigten Staaten von Amerika aus strategischer Sicht zur Zeit des iranischen Umsturzes, im Vietnamkonflikt, nach dem Abzug der Sowjetunion aus Afghanistan und bei den Interventionen im Libanon und in Somalia. In keinem dieser Fälle konnten die eigenen Interessen bewahrt oder durchgesetzt werden, wobei allerdings in Bezug auf Afghanistan und Südasien eine pragmatische Umorientierung im Gange zu sein scheint.⁶ Auch die NATO-Interventionen auf dem Balkan bergen das Risiko eines derartigen Scheiterns.

Eine andere Betrachtungsweise in Bereichen wie Konfliktanalyse, strategische Studien oder Entwerfen von einschlägigen Handlungsrichtlinien erfordert eine Loslösung von den eigenen Prägungsmustern und die vorbehaltlose und wertungsfreie zeitweilige Aneignung der Prägungen des Fremden, um seine Sichtweise zu eruieren und seine Handlungen voraussagen zu können. Das erfordert aber einen Paradigmenwechsel im Bereich analytischer Theorien und Strukturen, insbesondere eine kritische Betrachtung der nach wie vor dominanten linear-evolutionistischen Sichtweise sowie von akademischen „-ismen“, auf deren Basis Modelle und Schablonen mit dem Anspruch universeller Gültigkeit errichtet werden.

In der Tat ist ein Umdenken bereits im Gange, der Allgemeinheit vielleicht am eindrucksvollsten verdeutlicht durch Samuel Huntingtons These vom Konflikt der Zivilisationen.⁷ Zwar zeugt auch diese von einem gedanklichen Verhaftetsein in einer

5 Vgl. beispielsweise Mary Ann Heiss: Politik im Pyjama. Vor fünfzig Jahren scheiterten die Verhandlungen um ein Ölabkommen mit Iran auch an kulturellen Vorurteilen des Westens. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.4.2001, S. 12

6 Vgl. Rahul Peter Das: The „Great Game“ Continued. In: World Affairs. The Journal of International Issues 4, 3/2000, S. 82–96

7 Vgl. Samuel P. Huntington: The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order. New York 1996

bestimmten Weltsicht, in der die Interaktion von Zivilisationen vornehmlich als Konflikt verstanden wird. Hierauf macht – wenngleich mit Bezug auf eine südasiatische Geschichte, die wiederum teilweise klischeehaft anmutet – auch K. Subrahmanyam in seinem Vorwort zu Jaswant Singhs Studie aufmerksam.⁸ Dennoch konnte das Werk sogar der Allgemeinheit im „Westen“ verdeutlichen, dass Parameter der Identitätsstiftung und Ordnungsstrukturen, die weitgehend als existenziell, allgemein und natürlich angesehen werden, zur Disposition stehen können, wenn eine andere Klassifikationshierarchie (in diesem Falle kulturell statt politisch definiert) zugrunde liegt.

Zwei aus internationaler Sicht besonders wichtige Bereiche, in denen sich die durch verschiedenartige Weltsichten verursachten Probleme bemerkbar machen, sind die so genannten universellen Rechte und der Territorialstaat als Bezugseinheit. Aus strategischer Perspektive ist der letztgenannte Bereich wohl von größerer Relevanz, weshalb ihm hier besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden soll, im Einklang auch mit der eingangs zitierten Rede Singhs, die dieses Thema problematisiert und hervorhebt. Gemäß Singh wären zurzeit weltweit drei widersprüchliche Tendenzen zu verzeichnen: Hervorhebung der Einzelstaatlichkeit, Aufhebung dieser zum Zwecke einer Neuordnung in größeren Einheiten sowie schleichende oder offene Aberkennung der Legitimität des Staates an sich. Daraus erwachsen verschiedene Sicherheitsprobleme zum Teil neuen Ausmaßes, gleichzeitig ergebe sich die Notwendigkeit von Reformen von Organisationen wie UNO und UN-Sicherheitsrat.

Die Staatlichkeitsidee, die international vorherrscht, ist vor allem geprägt durch die historischen Entwicklungen in Europa, insbesondere Westeuropa, und dem europäischen Kulturkreis zuzurechnenden anderen Gebieten der Erde. Theorien, Begrifflichkeit und Terminologie sind speziell auf diese Entwicklungen zugeschnitten, was beim Versuch augenfällig wird, die einschlägige Debatte in außereuropäischen Sprachen fortzuführen, die eine unabhängige und über lange Zeit entwickelte eigene Begrifflichkeit und Terminologie besitzen. Die Problematik wird umso deutlicher, wenn es nicht nur um den Territorialstaat geht, sondern speziell um seine Form als Nationalstaat, der ja in der europäisch beeinflussten Debatte weitgehend als evolutionäres Idealziel oder aber als Normalfall dargestellt wird.⁹

Da durch europäische Vorstellungen geprägte staatliche Strukturen auch im europäischen Kulturbereich zunehmend kontrovers diskutiert werden, kann es nicht wunder nehmen, wenn in anderen Kulturbereichen inzwischen Entwicklungen zu beobachten sind, die solche Strukturen überhaupt in Frage stellen.¹⁰ Überhaupt werden Begriffe westlicher Sprachen wie „Ethnie“, „Nation“, „Staat“, „Nationalstaat“ usw. zunehmend hinterfragt, insbesondere von Wissenschaftlern, die nicht dem europäisch geprägten Kulturkreis entstammen,¹¹ wobei allerdings problematisch ist, dass auch dieses Hinterfragen sehr oft in einer europäischen Sprache mit der dieser eigenen Begrifflichkeit und Terminologie erfolgt

8 Jaswant Singh: a.a.O., S. XIII–XIV. Dagegen wird gerade das Hervorheben des Konfliktpotenzials als realistische Sichtweise beschrieben von Prem Shankar Jha: *Democracy, Globalisation And War. New Myths to Save the West from the Rest*. In: *World Affairs. The Journal of International Issues* 5, 2/2001, S. 26–47, hier S. 36–39

9 Vgl. dazu z. B. James G. Kellas: *The Politics of Nationalism and Ethnicity*. New York ²1998, S. 221f. Benedict Anderson: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Revised Edition. Seventh Impression. London, New York 1996, S. 3. Vgl. zur Weiterentwicklung im Südasien der Kolonialzeit Norbert Peabody: *Tod's Rajast'han and the Boundaries of Imperial Rule in Nineteenth-Century India*. In: *Modern Asian Studies* 30/1996, S. 185–220

10 Vgl. Trutz von Trotha: *Die Zukunft liegt in Afrika. Vom Zerfall des Staates, von der Vorherrschaft der konzentrischen Ordnung und vom Aufstieg der Parastaatlichkeit*. In: *Leviathan* 28, 2/2000, S. 253–279

11 Beispiele sind Subrata Mitra: *Flawed Paradigms. Some „Western“ Representations of Indian Politics*. In: T. V. Sathyamurthy (Hg.): *State and Nation in the Context of Social Change*. Delhi u.a. 1994 (= *Social Change and Political Discourse in India* 1), S. 219–245. T. V. Sathyamurthy: *Nationalism in the Contemporary World: Political and Sociological Perspectives*. London, Totowa 1983

Wenden wir uns Südasien zu: Das Verständnis des geistigen Hintergrundes von Entscheidungsprozessen in dieser Weltregion verlangt ein Wissen um ihre historisch-kulturelle Dimension. Ein prägnantes Beispiel dafür ist die Phase, die den jüngsten Kernwaffendetonationen in Indien und Pakistan unmittelbar voranging. In dieser kündigungssubtilen Zitate aus der gemeinsamen mittelalterlichen Geschichte eine mögliche Eskalation an. Was für den dieser Geschichte Kundigen unmissverständlich war, konnte von westlichen Analytikern sowohl vor als auch nach den Detonationen aber in der Regel nicht wahrgenommen werden.¹²

Tatsächlich beeinflusst die nicht nur Jahrhunderte, sondern Jahrtausende zurückreichende kulturelle Kontinuität in Südasien Entwicklungsprozesse und Gedanken in einer Weise, die für viele außerhalb dieser Region unvorstellbar bleibt. Trotz der immensen Umwälzungen, die die Kolonialperiode seit dem 18. Jahrhundert mit sich brachte, ist diese Kontinuität bis auf den heutigen Tage bewahrt geblieben:

Even if „caste“ Hinduism, Islam, and the politics of ethnicity were thoroughly reinvented during the colonial era, the continued use of themes, words and idioms drawn from the past indicates a durability of mentalities which distinguishes the great Asian Civilizations from those parts of Africa and the Americas where a more abrupt rupture took place. The question to ask of the „eighteenth century“ may not be whether there was continuity or change, resilience or dissolution in Asian societies, but why it was that the transformation of the world economy and the transplanting of the European state to Asia provided a context within [which] many features of the *ancien régime* were able to persist.¹³

Diese Kontinuität wirkt nicht nur auf unbewusster Ebene, sondern wird auch aktiv gesucht und für aktuelle Auseinandersetzungen und Entscheidungsprozesse instrumentalisiert, oft unter Inkaufnahme einer bewussten oder unbewussten Verfälschung der entwicklungsgeschichtlichen Realität. Die Instrumentalisierung kann bisweilen zu Klischees führen, die den politischen oder militärischen Entscheidungsprozess empfindlich beeinflussen, insbesondere dann, wenn die Andersartigkeit des Außersüdasiatischen nicht wahrgenommen wird. So hat der österreichische Sozialanthropologe und Indologe Agehananda Bharati (Leopold Fischer) zwar in einem anderen Zusammenhang, doch für unsere Überlegungen relevant zur indischen Niederlage im Grenzkrieg mit China (1962) gesagt:

The ideology of cultural ethnocentrism was, I believe, responsible in no small degree for the unpreparedness vis-a-vis Communist China. „There has been no war between India and China for four thousand years“, etc., the vague and totally uninformed notion that China was a Buddhist country – which it never was – and that it would therefore regard India as a sort of cultural tutor and respect its integrity, and the even more jejune idea that Chinese were Asians like Indians and that this geographical – only geographical, not ethnical or cultural – fact would somehow prevent them from violating India’s borders; all these are instances of institutionalized non-secularity in modern official India.¹⁴

Bekannt ist auch das Klischee der naturgegebenen muslimischen Überlegenheit in Bezug auf Tapferkeit und Kampfkraft, das angeblich in Pakistan fest verwurzelt ist und zu Fehleinschätzungen bei bewaffneten Auseinandersetzungen mit indischen Truppen geführt

12 Vgl. Rahul Peter Das: Zur neuen sicherheitspolitischen Lage in Südasien. In: Erich Reiter (Hg.): Jahrbuch für internationale Sicherheitspolitik 1999. Hamburg, Berlin, Bonn 1999, S. 647–659, hier S. 648

13 C. A. Bayly: Van Leur and the Indian Eighteenth Century. In: Leonard Blussé, Femme Gaastra (Hg.): On the Eighteenth Century as a Category of Asian History. Van Leur in Retrospect. Aldershot u.a. 1998, S. 289–302, hier S. 301

14 Agehananda Bharati: Great Tradition and Little Traditions. Indological Investigations in Cultural Anthropology. Varanasi 1978 (=Chowkhamba Sanskrit Studies 96), S. 309. Vgl. auch S. 21

haben soll. Zur spiegelbildlichen Wahrnehmung auf indischer Seite hat Ashis Nandy mit satirischem Unterton bemerkt:

Even for many highly educated, urbane, middle-class Indians, what matters is that Pakistan is full of Muslims, most of them from north-west India and belonging to the „martial races“. India's north-west includes Punjab and that makes it worse. Secularism is all right, even commendable, but rationality demands that one recognizes Muslims to be hot-headed, tough, masculine, anti-democratic and prone to fundamentalism. More so if they happen to be from the north. Must one not handle them firmly to protect progress and democracy and to ensure that they get stewed in the global melting pot to become atomized, law-abiding citizens of a proper modern state?¹⁵

Wie das Beispiel zeigt, spielen hierbei auch von Nichtsüdasiaten selten wahrgenommene rassische Klischees eine Rolle. Dies wird von Nandy noch verdeutlicht:

Punjabis, as is well known on both sides of the border, are pushy, martial, avaricious, and amoral at the same time. A country full of Muslims is bad enough, but a country full of Punjabi Muslims can only be considered a conspiracy against decent politics.¹⁶

Beispiele dieser Art ließen sich leicht mehren, sind jedoch nicht unbedingt objektiv verifizierbar und bisweilen auch eher anekdotischer Art, so dass sie bei einer relevanten Analyse zwar Berücksichtigung finden sollten, über die Weise und den Grad dieser Berücksichtigung es jedoch unterschiedliche Meinungen geben könnte. Auf jeden Fall reichen diese Belege aber, um aufzuzeigen, dass historisch-kulturelle Faktoren strategisch relevante Überlegungen und Entscheidungen erheblich beeinflussen können. Und da der maßgebliche Bezugspunkt auch in Südasien der Staat ist und zumindest in nächster Zukunft wohl auch bleiben wird, sind die Zentralität und Wichtigkeit von Vorstellungen, die über das Wesen des Staates vorherrschen, nicht zu leugnen.

In diesen Vorstellungen offenbart sich die geschichtliche Tiefe Südasiens in besonders greifbarer Weise. Natürlich hat auch Südasien Gebilde gekannt, die Staaten genannt werden können, und selbstverständlich umfassten solche Staaten auch Territorien. Sie definierten sich aber nicht notwendigerweise primär territorial; auch ethnische oder sprachliche Faktoren scheinen nicht ausschlaggebend gewesen zu sein. Vielmehr handelte es sich um ein wechselhaftes und durch verschiedene Regelmechanismen austariertes hierarchisches System der Anerkennung von Herrschaftsansprüchen, das nur sehr mittelbar auf das letztendlich beherrschte Volk wirkte.

Welche Faktoren und Mechanismen im Einzelnen im alten Südasien tatsächlich wirksam waren, ist eine viel diskutierte Frage,¹⁷ die hier jedoch von untergeordneter Relevanz ist. Auch die Frage nach Parallelen in anderen Teilen der Welt kann im gegebenen Kontext unberücksichtigt bleiben. Festzuhalten ist dagegen, dass in diesem Zusammenhang von einem Staatsvolk oder einer Nation, die dem jeweiligen südasiatischen Staate in besonderer Weise verpflichtet wäre, kaum die Rede sein kann. So ist es inzwischen ein Gemeinplatz der südasiatischen Geschichtswissenschaft, dass für das südasiatische Individuum die Bezugspunkte seines Daseins traditionell Gebilde wie etwa Dorfgemeinschaft, Sippe und Familie waren, die ihrerseits unabhängig von der jeweiligen Territorialherrschaft bestanden und von deren Wechseln nur minimal tangiert wurden, wenn sie die neue Herrschaft

15 Vinay Lal (Hg.): *Dissenting Knowledges, Open Futures. The Multiple Selves and Strange Destinations of Ashis Nandy*. New Delhi 2000, S. 187f

16 Ebd., S. 190

17 Vgl. z. B. Georg Berkemer: *Little Kingdoms in Kalinga. Ideologie, Legitimation und Politik regionaler Eliten*. Stuttgart 1993 (= *Beiträge zur Südasienforschung* 156). Vgl. dazu aber auch Rahul Peter Das: *Little Kingdoms and Big Theories of History*. In: *Journal of the American Oriental Society* 117/1997, S. 127–134

anerkannten – was wohl in der Regel nicht problematisch war, insofern das unmittelbar relevante sozial-kulturelle Umfeld nur wenig verändert wurde und etwaige Ansprüche seitens der alten Herrschaft nicht ernsthaft konkurrierten. Dieses Bild mag durchaus Züge des Klischeehaften aufweisen, doch zumindest über seine Grundzüge scheint Einigkeit zu herrschen.

Ein „Indien“ existiert für die Bewohner Südasiens zweifellos schon seit alten Zeiten, allerdings – wie bereits angedeutet – nicht als Begriff für ein sich als Nation, geschweige denn als Staat verstehendes Gemeinwesen. Vielmehr steht „Indien“ für ein das gesamte Südasiens umfassende Kulturgebiet, das unabhängig von den herrschenden Staatsformen durch verschiedene herausstechende Merkmale trotz aller Heterogenität immer eine gewisse Einheitlichkeit aufwies. In anderen Worten: Wir haben es hier mit keinem politischen, sondern mit einem kulturellen Begriff zu tun, wobei die bezeichnete Kultur geographisch lokalisiert ist. Unbewusst verdeutlicht dies auch Ashis Nandy, indem er von den Muslimen Pakistans aus „north-west India“ spricht, wobei er ganz offensichtlich den Nordwesten Südasiens meint.¹⁸ Das Zugehörigkeitsgefühl zu einem Kulturgebiet ist aber etwas anderes als das Gefühl, einer Nation beziehungsweise einem Nationalstaat anzugehören, die ein historisch gewachsenes Gefühl der Nationalität voraussetzen. Auf diesen fundamentalen Unterschied hat unlängst ein taiwanesischer Politologe mit Nachdruck hingewiesen, wobei er hervorhob, dass Versuche, China nicht als kulturelle, sondern als politisch-territoriale Entität zu verstehen, zu Fehldeutungen führen müssen.¹⁹

Bereits 1901 hatte der Dichter Rabindranath Tagore, unter anderem Verfasser der Nationalhymnen sowohl des heutigen Indien als auch Bangladeschs, den Unterschied zwischen den Staatsformen im „Osten“ und „Westen“ erfasst, was bei den damaligen Gegebenheiten eine bemerkenswerte Leistung ist. Vor dem Hintergrund des Boxer-Aufstandes in China verdeutlichte er diesen Unterschied:

Die Herrschaft in China gehört dem Herrscher Chinas. Wenn jemand den Staat angreift, dann entflammt ein Kampf zwischen zwei Herrschern; der Schaden, den die Untertanen dadurch erleiden, ist nicht schlimm. Aber die Herrschaft in Europa gehört nicht dem Herrscher; sie gehört dem ganzen Staat. Der Territorialismus stellt den Leib der europäischen Zivilisation dar; wenn man diesen Leib nicht vor Schlägen schützt, bleibt das Leben nicht erhalten.²⁰

Obwohl er sich ausdrücklich auf China bezieht, ist es offensichtlich, dass Tagore vor allem Indien im Auge hat, wie auch aus seiner Verwendung des alten Sanskrit-Begriffs *dharma* zur Bezeichnung dessen, was das Wesen der orientalischen Zivilisation sei, ersichtlich ist.²¹ Ferner fällt auf, dass für das, was hier als „Territorialismus“ wiedergegeben wurde, Tagore einen bengalischen Begriff (*râshtratantra*) erschaffen musste, der den Eindruck einer Ad-hoc-Bildung vermittelt und später anscheinend nicht mehr benutzt wurde. Der Sinn ist hier aus dem Zusammenhang erschlossen und mag eventuell nicht ganz zutreffend sein. Das ist jedoch von untergeordneter Bedeutung. Wesentlich ist, dass Tagore hier für Europa ein anderes Staatsverständnis konstatiert, das im „Osten“, wozu zweifelsfrei auch Südasiens zählt, als nicht existent bezeichnet wird.

18 Vgl. Vinay Lal (Hg.): a.a.O., S. 187f

19 Vgl. Pao-Min Chang: Chinese Perspectives on Nation, State and the World. In: World Affairs. The Journal of International Issues 5, 1/2001, S. 102–122

20 Rabindranath Tagore: Mein Vermächtnis. Aus dem bengalischen essayistischen Werk. Hg. und übers. von Rahul Peter Das. München 1997, S. 47

21 Vgl. ebd., S. 48

Ob Tagore in allen Einzelheiten richtig liegt oder nicht, ist hier nicht relevant. Es geht hier vielmehr darum, dass er unterschiedliche Kategorien, die wir zweckdienlicherweise „politisch“ und „kulturell“ nennen können, mit dem jeweiligen Volk des Territoriums verbindet. Der grundlegende Unterschied dieser Kategorien wird dann besonders deutlich, wenn man versucht, ähnliche Gegebenheiten, wie sie oben für Südasien konstatiert wurden, im vormodernen Europa aufzuspüren und anhand der gängigen europäischen Kategorie des „Feudalismus“ zu interpretieren: Da dies keine kulturelle Kategorie ist, muss bereits der Untersuchungsansatz ein anderer sein als der von Tagore hervorgehobene.

Natürlich ist heute auch im „Osten“ das vorherrschende Staatlichkeitsschema der territoriale Nationalstaat. Es handelt sich aber um ein rezentes Schema, das zudem nicht organisch gewachsen, sondern von außen transplantiert worden ist, was zwingend die Frage aufwerfen muss, ob sich unter der Oberfläche der politischen Kategorie nicht etwas anderes verbirgt.

Die beschriebenen Umstände ließen eine unmittelbare Identifizierung mit der jeweils herrschenden Territorialgewalt in Südasien historisch weder vonnöten noch gefordert erscheinen. Hierdurch wurde zwar die geistig-kulturelle Kontinuität gewährleistet, doch ein Staatsbewusstsein im modernen Sinne konnte sich schwerlich entwickeln. Dies trifft sogar auf die Kolonialzeit zu, in der weite Teile Südasiens in eine große Anzahl von selbständigen Entitäten aufgeteilt blieben, die niemals unter direkter kolonialer Herrschaft standen: Die heutigen territorialen Gebilde sind nicht nur durch die Teilung Britisch-Indiens beim Abzug der Kolonialmacht entstanden, sondern auch durch die allmähliche Vereinnahmung der verschiedenen, außerhalb Britisch-Indiens sich befindenden Entitäten des südasiatischen Festlandes (abgesehen von Nepal und Bhutan) durch die neuen Staaten Indien und Pakistan.

Auch behielt die britische Kolonialverwaltung in ihren Strukturen so viele Elemente der herkömmlichen Herrschaftsausübung bei, dass das alte Muster der nur mittelbaren Auswirkung der Territorialherrschaft auf die Kernelemente der südasiatischen Gesellschaftsstruktur weitgehend erhalten blieb. Im heutigen Indien wird auf die dadurch entstandene Dichotomie zwischen den mehr verwestlichten und den eher traditionsverhafteten Teilen der Bevölkerung oft durch die Zuordnung zu „India“ beziehungsweise dem der einheimischen Tradition entnommenen und eine andere Vorstellung vom Staatswesen implizierenden „Bhârat“ hingewiesen.²² Allerdings sollte man nicht den Fehler begehen, den heutigen sogenannten Hindu-Fundamentalismus (Hindutva-Bewegung) mit Traditionalismus gleichzusetzen.²³ Er ist eher „India“ als „Bhârat“ zuzurechnen,²⁴ wobei „Bhârat“ nur im Sinne eines linguistischen (nichtenglischen) Etiketts zu verstehen ist, ohne auf den Bedeutungsinhalt einzugehen, der auch modernen Uminterpretationen unterliegt.

Für ein sich heute als Territorial- und sogar Nationalstaat verstehendes Gebilde war das Fehlen eines entsprechenden Staatsbewusstseins keine günstige Ausgangslage. Es verwundert daher nicht, dass Jaswant Singh in seiner eingangs erwähnten Rede auch die Rolle des Staates in der Welt von morgen in seine Betrachtungen mit einbezog. Schon früher hatte er in Bezug auf Indien darauf hingewiesen, dass

Indian nationhood, being largely cultural and civilizational, and Indians being supremely contented with what was theirs feared no loss of it, for it – the civilizational – was as unconquerable as is the

22 Vgl. Vinay Lal (Hg.): a.a.O., S. 103

23 Bharati spricht von „anglisiertem Hinduismus“. Aghananda Bharati: Hindu-Faschismus. In: Forum 32, Heft 387/394 (1986), S. 29–35, hier S. 29

24 Vgl. Vinay Lal (Hg.): a.a.O., S. 155

spirit. Thus, both were absent: a territorial consciousness, and a strategic sense about the protection of the territory of residence.²⁵

Singh präzisiert diese Gedanken durch Analysen der Konflikte, in die Indien seit der Unabhängigkeit 1947 verwickelt wurde. Als Fazit sei hervorgehoben, dass ihm gemäß eine der Schwächen Indiens die Unfähigkeit seiner Führer gewesen ist, sich in die Gedankenmuster fremder Gegner und Verbündeter hineinzusetzen, was unter anderem für die Niederlage im Krieg mit China verantwortlich gemacht wird. Dies deckt sich teilweise mit den Schlüssen Aghananda Bharatis. Gleichzeitig konstatiert Singh das Fehlen einer indischen strategischen Kultur (einschließlich der Nichtwahrnehmung der strategischen Bedeutung Zentralasiens und Afghanistans sowie des Indischen Ozeans), wofür er wiederum vor allem historische und kulturelle Gründe ausmacht.

Es handelt sich hierbei nicht um akademische Betrachtungen; vielmehr bilden diese Faktoren gemäß Singh die Grundlagen, die die Verteidigungspolitik Indiens seit der Unabhängigkeit bestimmt haben:

All this [vor allem ideologisch bedingte Geringschätzung von Verteidigungsmaßnahmen überhaupt], combined with an absence of strategic culture, lack of commitment to territory and a somewhat naive and idealistic approach to the country's security, thus became the ethos in which the new Ministry of Defence began addressing itself to its responsibilities.²⁶

Sollte Singh Recht haben, so bilden die beschriebenen Eigenschaften Fixpunkte der indischen Verteidigung und Strategie, die von Außenstehenden auf jeden Fall zu berücksichtigen wären, entweder weil sie weiterhin das Handeln bestimmen oder aber weil man indischerseits, nachdem sie erkannt und problematisiert wurden, ihnen bewusst entgegenzuwirken bestrebt ist. Strategische Kultur und territoriales Bewusstsein sind eng verzahnt, und da hierbei die Wahrnehmung des Staatsgebildes und seines Territoriums seitens der sie Bewohnenden eine wichtige Rolle spielt, muss dieser Wahrnehmung höchste Priorität eingeräumt werden. Die die Wahrnehmung bestimmenden Faktoren sind aber zweifellos primär kultureller Natur.

Nicht nur Indien, sondern alle Staaten Südasiens sehen sich mit dem Problem des Wesens ihrer Staatlichkeit konfrontiert, da sie (abgesehen von einigen der kleineren Entitäten) keine historisch gewachsenen Einheiten sind. Es fehlt also die gemeinsame, eine Einheitlichkeit suggerierende Nationalgeschichte. Hierzu hat Iqbal Ansari Khan bemerkt: „A nation without history is an imbecile one.“²⁷ In der Regel versuchen daher Staaten, die vor ähnlichen Problemen stehen, ein Nationalbewusstsein durch die Erschaffung einer Nationalgeschichte zu entwickeln, und die südasiatischen Staaten sind keine Ausnahme:

Hitherto classical political studies had taught us that a nation aspires to be a state or it is only a half nation which is not a nation-State [sic!]. But today the roles are reversed. The state aspires to be a nation. To gain legitimacy it must become synonymous with nation. If there is no nation, then it must create such a nation, impose it from above. Such is the novelty of social engineering. The numerous studies on modern Africa have proved it and I think that a far more evident process is operating in India. The colonial state had initiated such [a] process and after 1947 we are witnessing a vigorous [sic!] continuation of it.²⁸

25 Jaswant Singh: a.a.O., S. 16

26 Ebd., S. 106

27 Vgl. Iqbal Ansari Khan: *The Third Eye. Glimpses of the Politics*. Dhaka 1991, S. 13

28 Vgl. Ranabir Samaddar: *In Search of the Making of a Nation. The Quest for a Paradigm*. In: Nisith Ranjan Ray (Hg.): *Dimensions of National Integration: The Experiences and Lessons of Indian History*. Calcutta 1993, S. 73–87, hier S. 85

Diese auf Indien bezogene Beschreibung lässt sich mühelos auch auf Pakistan und Bangladesch sowie auf andere südasiatische Staaten übertragen.

Betrachtet man allerdings Indien und seine größeren Nachbarn, so ergibt sich aus diesen Bemühungen eine Asymmetrie, die bedeutsam ist. Der heutige Staat Indien hat den kulturellen Begriff „Indien“ wie selbstverständlich für sich beansprucht, und er ist ihm auch nie streitig gemacht worden. Während daher im Falle etwa Pakistans oder Bangladeschs die Versuche, eine Nationalgeschichte zu konstruieren, die Jahrtausende zurückreicht, oft geradezu peinlich wirken, ist dies im Falle Indiens mitnichten so; hier kann der kulturelle Begriff politisch verwendet werden. Es liegt auf der Hand, dass das Gefühl der historischen Verwurzelung der das Territorium Indiens Bewohnenden und die daraus folgende Identifizierung mit dem entsprechenden Gebilde, das sich nun als Territorial- und Nationalstaat versteht, eine andere Dimension haben muss als im Falle der beiden anderen genannten Entitäten.

Selbstverständlich lassen sich aus dem kulturellen Begriff „Indien“ auch territoriale Ansprüche herleiten, und in der Tat gibt es Gruppierungen in Indien, die solche Ansprüche öffentlich kundtun – Gruppierungen, die heute teilweise der Bharatiya Janata Party (BJP), der größten Partei des jetzigen Regierungsbündnisses, nahe stehen. Obwohl es eher unwahrscheinlich ist, dass Tendenzen dieser Art zumindest in absehbarer Zukunft zu expansionistischen Versuchen Indiens führen können, müssen derartige Ansprüche, die historisch und kulturell bedingt sind, Indiens Nachbarstaaten beunruhigen und zu Gegenmaßnahmen drängen, die zur Leugnung der Richtigkeit ebendieses kulturellen Begriffs führen können. In der Tat sind Abgrenzungsversuche gegenüber Indien in unterschiedlichem Maße wesentliche Elemente der nationalen Geschichtsschreibung der Nachbarn Indiens.

Dabei sehen sich die einzelnen Staaten mit unterschiedlichen Problemen konfrontiert. Nepal beispielsweise ist so unzweifelhaft ein Teil des indischen Kulturgebiets, dass es sinnlos wäre, dies zu leugnen. Abgrenzungsversuche sind daher eher ethnischer oder linguistischer Natur oder aber politischer, wobei zweifellos die geographische Lage Nepals zwischen Indien und China der Bewahrung der Eigenstaatlichkeit zugute kommt. Im Falle Bangladeschs haben sich bei der Loslösung von Pakistan zwar ethnische und linguistische Charakteristika als stärker denn religiöse erwiesen, stellen jedoch den Staat vor das Problem, dass er damit bewusstseinsmäßig wieder zu einem Teil des indischen Kulturgebietes wird, zumal Bengalen in geographischer, ethnischer, geschichtlicher, kultureller, linguistischer und selbst religiöser Hinsicht sich trotz zahlreicher gegenteiliger Versuche offenkundig nicht auf Bangladesch begrenzen lässt. Das für den bangladeschischen Staat sehr problematische Dilemma zwischen bengalischer und bangladeschischer Identität ließe sich erfolgreich wahrscheinlich nur dann lösen, wenn Bengalen sich in seiner Gesamtheit sowohl kulturell als auch politisch aus „Indien“ herauslösen würde, was jedoch eher unwahrscheinlich anmutet, auch wenn es immer wieder bengalische Stimmen gibt, die ebendies fordern.

Auf jeden Fall bleibt festzuhalten, dass der Versuch der Herausbildung eines auch territorial verankerten nationalstaatlichen Bewusstseins sowohl in Nepal als auch in Bangladesch durch ihr Eingebettetsein in die indische Kultursphäre trotz wiederholter Phasen des Konflikts mit Indien nicht dazu taugt, den Nachbarn mit dem Attribut des gänzlich „Anderen“ zu belegen, ganz abgesehen davon, dass eine grundsätzliche offene Feindschaft sich ohnehin wegen der unterschiedlichen Machtverhältnisse verböte. Jede strategisch relevante Studie Südasiens sollte diesen Faktor adäquat berücksichtigen.

Anders verhält es sich im Falle Pakistans, dessen Staatsideologie zur Hervorhebung der islamischen Identität fast zwangsläufig das Eingebettetsein in die indische Kultur leugnen muss, wozu auch eine möglichst negative Darstellung gehört.²⁹ Denn anders als im Falle Indiens oder auch Bangladeschs mangelt es an anderen positiven Identifizierungselementen als der Religion; diese kann aber – wie der Abfall Bangladeschs gezeigt hat – nur dann einen Zusammenhalt gewährende Wirkung haben, wenn keine anderen Faktoren ihr den Rang streitig machen. Dies muss nicht nur zur beständigen Hervorhebung der Religion führen, sondern auch zur Aufrechterhaltung des Bewusstseins, dass sie von außen bedroht ist, wofür kein anderer pakistanischer Nachbar als Indien herhalten kann. Die Folge ist, dass die Parameter des entsprechenden Diskurses zum Wesen des Nationalstaates überwiegend durch den Bezug auf Indien vorgegeben sind, es sich also um einen Dialog handelt, der durch Negation gekennzeichnet ist:

First and foremost of all, was the compulsion to evolve a definition of Pakistan's national identity which adumbrated in it the concept that as a state it was destined to remain opposed to India.³⁰

Negation ist aber ein Konzept, das keinen dauerhaften Zusammenhalt gewähren kann. Zudem macht die kulturelle Wirklichkeit sich nach wie vor immer wieder in mannigfacher Weise bemerkbar, was zu Zerrissenheit führen muss, da „the rest of South Asia will remain a strong contender for her [Pakistans] supra-national loyalty.“³¹ Denn, wie Graham P. Chapman zur Teilung Britisch-Indiens angeführt hat:

The new lines drawn on the map were not „normal“ or „natural“ re-using ancient „pays“ boundaries. This was a partition of minds, and the homes that those minds lived in. This was not a partition that reflected local ecology, the basis of 'pays', nor the communications that ran within and between the „pays“. Even at the largest scale what was produced was „unusual“ and „odd“.³²

Sollte es dem pakistanischen Staat nicht auf Dauer gelingen, eine glaubwürdige und mit positiven Assoziationen verbundene Alternative gegen diese Sichtweise zu etablieren, wird der staatliche Zusammenhalt immer mehr gefährdet sein. Besonders problematisch dürfte es für den pakistanischen Staat werden, wenn es der indischen Seite gelingen sollte glaubhaft zu machen, dass Muslime sich im Staate Indien wohl fühlen und sich mit diesem Staat identifizieren, im Krisenfall sogar bereit sind, für ihn zu kämpfen und zu sterben.³³ Dazu müsste aber die innenpolitische Debatte in Indien in anderen Bahnen laufen.

Eine wichtige Komponente des Versuchs, eine pakistanische Nationalgeschichte möglichst unter Umgehung des Bezugs auf den südasiatischen Kulturraum zu kreieren, ist ethnischer, in mancher Hinsicht sogar rassischer Art. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit verzeichnete Südasiens eine merkliche Einwanderung von Muslimen aus dem Nahen Osten und Zentralasien, denen im Sozialgefüge des südasiatischen Islams ein so hohes Ansehen zuteil wurde, dass die Berufung auf eine tatsächliche oder angebliche Abstammung aus diesen Regionen allgemein ein Weg zur Erlangung von Ansehen und Würde war. In der Kolonialzeit wurde von Verfechtern der These eines muslimischen Separatismus dieses Abstammungsmerkmal auf alle oder doch die Mehrzahl der südasiatischen Muslime ausgedehnt. Dadurch wurden gleichzeitig Andersartigkeit und Überlegenheit zum Ausdruck

29 Vgl. als Beispiel Sher Muhammad Garewal: Muslim Separatism Revisited. In: Journal of the Research Society of Pakistan 29, 3/1992, S. 1–18

30 Sisir Gupta: India and the International System. Hg. von M. S. Rajan, Shivaji Ganguly. Dacca 1981, S. 193

31 Vgl. ebd., S. 110

32 Graham P. Chapman: The Geopolitics of South Asia. From Early Empires to India, Pakistan and Bangladesh. Aldershot u.a. 2000, S. 296

33 Vgl. Rahul Peter Das: The „Great Game“ Continued, S. 94f

gebracht. Im Gegensatz zu Bangladesch, wo die Idee bengalischer Ethnizität obsiegt hat, und Indien, wo das Berufen auf die eigene „Fremdheit“ eher geneigt ist, Zweifel an der Staatstreue zu wecken und daher als etwas besser zu Unterlassendes angesehen wird, spielt dieses Argument in Pakistan nach wie vor eine so wichtige Rolle, dass es sogar vom Außenminister Abdul Sattar angeführt wird:

It [Pakistan] has historic and cultural ties with the Central Asian region, from where our ancestors came and ruled India.³⁴

Sicherlich haben derartige Abgrenzungen sowie die gewollte Hervorhebung des Islams dazu beigetragen, dass Pakistan vielfach versucht hat, eine besondere Gemeinsamkeit mit anderen Staaten mit muslimischer Mehrheit herzustellen, insbesondere mit solchen des Nahen Ostens. Diese Versuche sind zwar größtenteils fehlgeschlagen,³⁵ doch die Versuche sind sowohl in Südasien selbst als auch außerhalb der Region selbstverständlich verzeichnet worden und haben wahrscheinlich nicht unerheblich zum weit verbreiteten Bild einer bedrohlichen muslimischen Einheitsfront beigetragen, das gerade im Kontext der derzeitigen Entwicklungen im Nachbarstaat Afghanistan besonderes Gewicht erlangt. Dies ist ein gutes Beispiel dafür, wie im kulturellen Bereich liegende Entwicklungen strategische Relevanz bekommen können.

Obwohl es in Südasien verschiedene Konflikte gibt, ist der indisch-pakistanische aus internationaler Sicht der bedeutendste, und seine Folgen sind am meisten und nachhaltigsten auch außerhalb der Region zu spüren. In diesem Konflikt sind aber die gegenseitigen, kulturell definierten Bilder des Gegners von immenser Wichtigkeit.³⁶ Es läge daher im Interesse des Westens, fachkundige, in die Tiefe der Geschichte und Kultur dringende einschlägige Analysen zu fördern oder zumindest gebührend zu berücksichtigen. Derartiges ist jedoch nachweislich die Ausnahme geblieben. Dass dies zu Fehleinschätzungen führen muss, liegt auf der Hand.

Einschlägige Analysen hätten beispielsweise die auf der kulturellen Identität beruhende grundsätzliche Stabilität Indiens und die inhärente Instabilität Pakistans aufgezeigt. Stattdessen findet man in westlichen Medien bei jeder Krise in Indien vielerlei Spekulation über das Auseinanderfallen gerade des indischen Staates. Hierbei spielt sicherlich die auf dem jeweiligen Selbstbewusstsein basierende Selbstdarstellung eine Rolle: Pakistan hebt offiziell eher die islamische Einheitlichkeit hervor und spielt die eigentlich vorhandene Heterogenität herunter, während Indien bestrebt ist, das Bild einer Homogenität trotz Heterogenität zu vermitteln, der Heterogenität also Prominenz verschafft; die Differenzen werden bereits im Wortlaut der jeweiligen Nationalhymnen verdeutlicht. Daher war selbst auf dem Höhepunkt der Khalistan-Agitation unter den Sikhs diese Gefahr des Auseinanderfallens des indischen Staates kaum gegeben, worauf Rahul Peter Das bereits 1983 (allerdings die später erfolgte Ermordung Indira Gandhis durch ihre Sikh-Leibwächter nicht vorausahnend) hinwies.³⁷ Die westlichen Medien jedoch haben sich – auch durch den Einfluss militanter Sikh-Gruppen in Nordamerika und Großbritannien – zu erheblichen Fehleinschätzungen verleiten lassen.

In gleicher Weise muss eine Vernachlässigung kultureller Faktoren zu einer Fehleinschätzung des schwelenden Kaschmirkonflikts führen. Von westlicher Seite werden

34 Abdul Sattar: Pakistan in a Changing World. In: World Affairs. The Journal of International Issues 4, 4/2000, S. 14–23, hier S. 20

35 Sisir Gupta: a.a.O., S. 88ff

36 Vgl. Vinay Lal (Hg.): a.a.O., S. 186–200

37 Vgl. Rahul Peter Das: Den von den Menschen verfälschten wahren Glauben suchend. Forderungen, Führer und Aktionen der unruhigen Sikhs im indischen Unionsland Punjab. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.11.1983, S. 11

wiederholt Lösungen gefordert oder angeboten, die gemäß den kulturellen Parametern der Fordernden oder Anbietenden sinnvoll erscheinen mögen, tatsächlich jedoch wegen des ungenügenden oder fehlenden Bezugs auf die südasiatischen Gegebenheiten problematisch sind und oft sogar den Eindruck von Pflichtübungen machen, bei denen Schlagwörter rezitiert werden. Dabei ist dieser Konflikt keinesfalls ein bloß lokaler, sondern hat auch eine Dimension, die über Südasien hinausreicht.³⁸

Ein besonders prägnantes Beispiel möge die – sogar primäre – Bedeutung kultureller Faktoren erhellen. Während des Kargil-Krieges, in dessen Verlauf indische Truppen aus pakistanischem Gebiet Eindringlinge unter hohen Verlusten zurückschlugen, kursierten in Indien Berichte über Kämpfer der Sezessionsbewegung in Assam am anderen Ende des Landes, die aus Solidarität mit Indien die Waffen niederlegten. Als Grund gaben sie an, von pakistanischer Seite Hilfe erhalten zu haben, diese aber nun schwerlich einsetzen zu können; schließlich sei man – auch wenn man gegen Indien kämpfe! – indisch. In der Zeitschrift „India Today“ wurde sogar der in Myanmar ausgebildete zweiundzwanzigjährige Bolin Mech mit seinen Waffen abgebildet und dem Ausspruch zitiert: „I am an Assamese first. But if there is anything I am after that, it is Indian. That’s what Kargil has taught me.“³⁹ Er persönlich fürchtete, von Pakistan nach Kargil geschickt zu werden und auf indische Assamesen schießen zu müssen. Aber insgesamt spielte offenkundig die Bedrohung des – Pakistan offensichtlich nicht umfassenden – Kulturraumes von außen die entscheidende Rolle; das Denken in kulturellen Kategorien überlagerte das Denken in politischen Kategorien.

Die kulturellen Konstanten Südasiens machen es nicht unwahrscheinlich, dass die einzelnen Staaten dieser Region eines Tages zu einer sinnvollen Zusammenarbeit oder gar neuen Strukturen finden werden, die die Region als Einheit betrachten, was das internationale Machtgefüge erheblich beeinflussen dürfte:

An enduring alliance would present a massive, reliable, outward-looking power-bloc in South Asia: sadly, many resources are being devoted to looking at each other.⁴⁰

Wäre man im Westen auf diese Eventualität vorbereitet?

Prof. Dr. Rahul Peter Das
Professor für Neuindische Philologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
Geschäftsführender Direktor Institut für Indologie und Südasiawissenschaften

38 Vgl. Rahul Peter Das: The „Great Game“ Continued, S. 88–90. Vgl. auch Jaswant Singh: a.a.O., S. 149f

39 India Today, 19.7.1999, S. 40f

40 John Gaylor: Sons of John Company. The Indian and Pakistani Armies 1903–91. Tunbridge Wells 1992, S. 330